Blätter für Heimatkunde 32 (1958)

„Korntragen"

Bauernarbeit und Erntebrauch

Von Hans Frühwald

Vielfältig und althergebracht wie die Feldarbeit war einst das Brauchtum des bäuerlichen Arbeitsjahres. Geänderte Lebens- und Arbeitsformen haben auch hier wie in vielen anderen Bereichen Wandel geschaffen.

Vor allem sind es die Erntebräuche, die mit den Umstellungen bis auf geringe Reste bei uns verschwunden sind.

Im Breitenauertal, dem schmalen, ostwärts ziehenden Seitental der Mur, und in dessen Gräben hat sich bis auf den heutigen Tag eine altertümliche Form des Ackerbaues und im Zusammenhang damit ein einstmals vielleicht sogar reicher gestalteter Brauch erhalten.[1]

Es ist die mittelalterliche Arbeitsweise der Brandwirtschaft, die in diesem Teil des Landes, aber auch im angrenzenden östlichen Waldland noch betrieben wird. Den Namen hat diese überholte Art der Bodenbearbeitung vom Brennen, denn dort werden auf Staudenhängen oder Holzschlägen Äste und Zweige verbrannt und die dabei gewonnene Asche düngt den meist ohnedies nährstoffreichen Boden, auf dem dann in der Regel Winterroggen angebaut wird.

[1] Erlebnisbericht des „Korntragens" am 21. September 1957 beim Pfeffer vlg. Steinbecker, Schlaggraben 16 bei St. Jakob in der Breitenau.

Das Brauchtum rankt sich weniger um diese Altform des Getreidebaues als vielmehr um das Einbringen des „Brandkorns“, um das sogenannte „Korntragen“. Dieser Arbeitsbrauch ist bedingt durch die meist entfernt liegenden „Brände“ und die steilen Hänge mit ihrer Unwegsamkeit. Hier muß, wie in anderen Gebirgsgegenden, die Brotfrucht heimgetragen werden. Dabei ist der Bauer immer auf Nachbarschaftshilfe angewiesen.

Schon zeitlich in der Früh kommen die meist freiwilligen Helfer, die „Korntrager“. Es sind durchwegs Burschen und jüngere Männer. Nach einem ausgiebigen Frühstück — es gibt Rahmsuppe und Brot, fetten Sterz und Kornkaffee — steigen sie gestärkt zum „Brandacker“ auf. Weil das letzte Wegestück fahrbar ist, begleitet sie auch ein Pferdefuhrwerk. Dem Wagen fehlt das hintere Räderpaar, als Ersatz werden zwei dicke Stangen, die „Schloapfn“, nachgezogen.

Bald haben sie die letzten Höfe unter sich gelassen. Steilan führt der Weg und zwingt das Pferd von Zeit zu Zeit zu kurzer Rast. Die Dämmerung weicht allmählich dem jungen Licht, und nach einer guten Stunde ist der „Brand“ erreicht.

Dort warten zwischen verkohlten Stümpfen 50 oder 60 Schober. Stumm hocken sie da im Zwielicht wie seltsame Wesen aus Urvätertagen. Ein fest in die Erde gerammter Stock, der „Schoberstecken“, gibt Halt und Stütze und um ihn und auf ihm sind 17 bis 18 Garben gelagert. Eine geknickte Garbe bildet als „Hut“ ein einfaches Wetterdach. So stehen die „Steckschober“ seit dem Schnitt im Hochsommer. Wind und Regen, Sonnenwärme und oft Frost lassen sie über sich ergehen, und es vergeht kaum ein Jahr, daß nicht das eine oder andere Mal das Brandkorn vom ersten Schnee überrascht wird. Der Wanderer ist eigenartig berührt, wenn er plötzlich in solcher Höhe auf Kornschober stößt, in deren unmittelbarer Nähe Wetterbäume vom harten Bergdasein berichten.

Noch fühlen sich die Männer stark und sie suchen daher die Schober am anderen Ende des Brandackers auf. Jedem Korntrager baumelt am Hosenträger hinten oder am Gürtel ein weißes Leinenstück, das „Korntragertuch“. Es ist eigentlich ein kleiner Sack, der eingedrückt und kapuzenartig über Kopf und Nacken gezogen wird. Dieses Tuch ist eine notwendige Arbeitstracht. Die Tatsache jedoch, daß es immer weiß war und auch heute nur weiße Tücher verwendet werden, zeigt von seiner großen Überlieferungskraft. Wie überhaupt vieles beim Korntragen noch Züge alter, das Wachstum und die Ernte fördernder Vorstellungen trägt.

Der Korntrager setzt sein Tuch auf und richtet einen Schober zum Tragen her. Die Garben müssen neu gelegt und geordnet werden. „Rüsten“ nennen sie es, und von dieser Fertigkeit hängt es ab, ob der Träger verhältnismäßig leicht und ohne abzuwerfen den Schober zu Tal bzw. bis zum Wagen bringt, oder ob er „lempert“, d. h. Garben verliert oder gar stürzt.

Mitunter trägt einer auch zwei Schober. Meist bildet eine Wette den Ansporn zu solcher Sonderleistung, die bei den übrigen Burschen, die auch nicht gerade schwach sind, ihre Anerkennung findet. Man muß einmal selbst versucht haben, einen Schober auch nur ein kleines Stück zu tragen, dann erst kann man die Kraftprobe des Burschen richtig beurteilen, der gar zwei mit einem Gewicht von achtzig Kilogramm und mehr über oft wegloses Gelände bergab schleppt.

Nach dem „Umschöbern“ steckt der Korntrager den Kopf zwischen die untersten Garben und zieht den Schoberstecken aus dem Boden. Dann richtet er sich auf und umklammert mit beiden Händen den Stock, der jetzt mit seiner Last auf die Schulter zu liegen kommt. Der Bursch jauchzt beim „Aufpacken“ des ersten Schobers. Vorsichtig setzt er dann Fuß vor Fuß. Nur seine Beine sind sichtbar; oben schaut die Spitze des Schobersteckens aus dem Garbenbündel. Langsam bewegt sich der „lebendig“ gewordene Schober einem tiefergelegenen Platze zu.

Ein packendes Bild: der Mensch, gebückt unter der Last der Körnerfrucht; Schweiß und Brot — Urfluch und Ursegen! Und hier spürt auch der landfremde Städter, daß Brot mehr ist . . .

Keuchend und schweißbedeckt kommt der Korntrager beim Fuhrwagen an. Er wirft die Garben ab, lehnt den Schoberstecken zu den übrigen am Zaun und überläßt die weiteren Arbeiten dem „Aufigeber“ und dem „Fuhrenfasser“, meist älteren Leuten, denen auch der Fuhrknecht zur Seite steht.

Die nun folgende längere Rast ist immer ausgefüllt mit lustigem Streit zwischen Fuhrleuten und Trägern. Auch sonst ist die Stimmung an diesem Tag trotz schwerster Arbeit ausgesprochen fröhlich und voller Spottlust und sie wird noch gesteigert, wenn mit dem Mittagessen auch der erste Wein gebracht wird. Der Weinkrug und die Mostflasche gehen bald reihum. Wir lassen die Augen wandern. Weithin reicht der Blick ostwärts über die Waldberge und gegen Mitternacht hinein ins Tal der Mürz. Die wenigen Höfe liegen zumeist hoch über dem Talboden. Sie kauern im Schatten des Hochlantsch, grüßen von den Rennfeldhängen oder leuchten aus dem Waldgrün des Straßegg.

Es ist spät im Jahr. Der Sonnenbogen ist kleiner geworden. Schon rostet das Farnkraut. Die Eberesche brennt am Zaun, und Marienfäden ziehen vorm tiefblauen Himmel. Still ist so ein Tag im herbstlichen Bergland, sonnig und verklärt.

Stunde um Stunde verrinnt. Immer wieder steigen die Burschen auf und nieder und langsam leert sich das Feld. Bald bleibt für jeden Träger nur noch ein Schober. Sie haben auf dem Ablageplatz „zusammengewartet“ und nun gehen sie zum letzten Male zum Brand hinauf. Die Gesichter sind müder geworden und langsamer die Bewegungen. Oft trägt jetzt einer eine Harmonika mit oder ein Flügelhorn. Oben sitzen sie ein

wenig nieder, probieren ein wenig „z'sammsingen" oder versuchen einen Jodler.

Inzwischen ist die Sonne hinter dem Bergwald verschwunden. Es ist merklich kühler geworden und der „Moar" mahnt zum Aufbruch. Bevor sie mit den letzten Schobern den Platz verlassen, wird der „Brand ausgeschrien". Weithin hallt das dreimalige „Hi — ho — ho!" und anschließend der Ruf: „Hiaz san ma das letzte Mal do!" Und aus den folgenden Jauchzern klingt die Freude über das baldige Ende der schweren Arbeit, aber auch die Vorfreude auf die Abendunterhaltung.

Auch im Bauernhaus weiß man die ungefähre Zeit des „Brandausschreiens", und dann eilen die Daheimgebliebenen stets vors Haus und horchen zur Höhe.

Die Schattenfinger der Berggipfel sind länger geworden. Der Zug der Korntrager bricht auf. Man kann den Eindruck schwer wiedergeben, den die Schoberreihe auf den Beschauer macht, wenn sie nun, vom Spielmann angeführt, schwankend und langsam zwischen den dunklen Fichten talwärts entschwindet.

Inzwischen versammelten sich auf dem Anger hinterm Stadl die Hausleute. Alle wollen dabei sein, wenn die letzte Fuhre schwerbeladen in die Tenne rollt. Das Bübl auf dem Arm der jungen Bäuerin genau so wie die Großmutter, die sogar den Herd mit all dem Gebratenen und Gesottenen für einen Augenblick verläßt.

Zu den Wartenden und den aufgeregt umherrennenden Kindern, die immer wieder verfrüht das Nahen des Wagens den Großen zurufen, gesellen sich die ersten überpünktlichen Gäste, meist das junge Volk aus den nähergelegenen Häusern.

Zuletzt erscheint der Bauer und mit ihm kommen auch die Spielleute.

Jetzt ist es so weit! Deutlich vernimmt man das Juchzen der Korntrager, und schon biegt das Gefährt ächzend und knarrend um die Baumreihe.

Es ist längst nicht mehr gebräuchlich, durch Laubwerk, Blumen, Bänder u. a. diese letzte Fuhre als die besondere hervorzuheben. Sie unterscheidet sich heute äußerlich nicht von den übrigen, vor ihr eingeführten Wagenladungen. Nur der Spielmann mit seiner „Steirischen" hat sich hinter den Fuhrmann gesetzt und auch die Korntrager hocken auf dem Garbenberg.

Rasch haben die Musikanten ihre Instrumente ergriffen und schmettern ihren Gruß in den Abend. Nach kurzem Anhalten fährt die Fuhre in den Stadel. Unter Lachen und Scherzen werden die Garben abgeladen und der Wagen entleert. Manchmal poltert dabei eine Garbe auf die Tenne — ein Geräusch, als würden schwere Steine über den Boden kollern. Und tatsächlich finden die grinsenden Ableerer in einer Garbe ein paar mächtige Steine. Es kommt häufig vor, daß sich mehr Burschen zum Korntragen melden als der Bauer brauchen kann. Diese Verschmähten „laden" schnell und ungesehen einen Schober, bevor die letzten vom Brandfeld

getragen werden. Sie lösen einige Garben und binden große Steine hinein. Dadurch wird der Schober oft doppelt so schwer als ein normaler. Mitunter soll auch die Rivalität unter den Burschen wegen einer Dorfschönen die Ursache dieses Streiches sein, der von den Betroffenen jedoch nie böse aufgefaßt wird. Die Wurzeln dieses heute bloß scherzhaften Tuns reichen sicherlich tiefer.

Vergessen sind auch die uralten Glaubensvorstellungen um die letzten Ackerfrüchte und die damit verbundenen Brauchzeremonien. Geblieben ist von vielen nur ein Verbot: Nie soll das Brandkorn auch nur eine Nacht unausgedroschen in der Scheune liegen! Dieses ungeschriebene Gesetz wird auch heute noch strenge beachtet. Den tieferen Sinngehalt weiß der Bauer freilich längst nicht mehr. Er hält sich lieber an die für ihn wesentlich handfestere Erklärung: „ . . . daß die Mäus' nicht soviel von den Körnern fressen können!" Aber gerade aus dieser Begründung schimmert noch ein Vorstellungsrest von den Toten als Herren der Ernte und den Mäusen als Seelentiere.

Schon ist die Nacht über den Berg gekommen. Aus allen Winkeln des Stadels kriecht die Finsternis und trotz der späten Stunde wird auch die letzte Ähre ausgedroschen. Früher wurde das Brandkorn nur „ausgeschmissen". Dabei ergriff man die Garbe mit der linken Hand am „Band", die rechte faßte das Ende an und mit dem Ährenteil schlug man mehrmals auf ein Lattengestell, den sogenannten „Schmeißstock". Heute wird nur noch selten geschmissen. Die Dreschmaschine hat auch diese Arbeitsmethode verdrängt.

Um den großen Tisch im Herrgottswinkel sitzen unterdessen schon die Korntrager, die Fasser und Auflader, alle in frischen Hemden. Stimmengewirr und fröhliches Lachen erfüllen die Stube. Reichlich, wenn auch vielleicht nicht mehr so wie einst, wird zum Abendessen, zum „Korntragermahl", aufgetischt. Nudelsuppe, Kraut, gekochtes Fleisch mit Strudel oder Knödeln wechseln mit Einmachsuppe und Geselchtem, ein „Schmalzkoch" mit Rosinen folgt, und weil das Korntragermahl ein festliches Essen ist, dürfen die Krapfen zum Kaffee nicht fehlen. Auch an Wein und Bier wird heute nicht gespart.

Lauter wird die Unterhaltung. Die Scherze werden derber, hitziger und unbekümmerter die Reden, und das Haus ist voll vom Lärm lebensfroher Menschen.

Neben der üblichen Entlohnung erhalten die Korntrager auch eine sichtbare Anerkennung. Während des Essens, das sich meist über zwei Stunden hinzieht, oft auch nachher, überreicht eine Tochter des Bauern oder die Magd, die beim Auftragen geholfen hat, den Burschen die sogenannten „Korntragerbuschen". Es sind dies Sträußchen von der Art der üblichen Ansteckblumen. Sie werden aus verschiedenen Teilen gebunden. Nie fehlen eine Kornähre und ein wenig vom Flachs, beides mit Silber-

bronze oder Goldstaub überzogen, dazu gibt man ein grünes Blatt, häufig aus Wachs, und eine Blüte, meist rot oder rosa, die einstmals aus Papier hergestellt worden ist. Heute nimmt man frische Blumen, die Hausgarten oder Fensterbrett in dieser Jahreszeit noch bieten.

Diese Angebinde sind im Laufe des Nachmittags von den Frauen und Mädchen des Hauses hergestellt worden, und findet sich einmal niemand, der diese einfache Kunst des Bindens beherrscht, dann hilft gerne aus der Nachbarschaft jemand aus.

Dieses bunte Sträußlein steckt der Beschenkte gleich an seinen Hut, trägt es noch eine Weile und legt es später zu seinen wenigen Erinnerungsstücken.

Dem aufmerksamen Beobachter wird es im Laufe des Abends nicht entgehen, daß die Bäuerin von Zeit zu Zeit wie von ungefähr vor die Haustür tritt und hinaushorcht in das Dunkel. Wir fragen die Frau, ob sie noch jemand erwarte. Doch sie weicht der Frage geschickt aus und wir erhalten nur eine nichtssagende Antwort. Es scheint, als wolle oder dürfe sie nichts Genaues sagen. Der Lärm dringt nur gedämpft aus den Räumen und stört die nächtliche Stille kaum. Doch zeitweise sind andere, merkwürdige Laute zu hören. Einmal klingt es wie tappende Schritte, dann glaubt man wieder ein Flüstern zu vernehmen, irgendwo schlägt Holz gegen Holz — dann herrscht wieder Stille. Angestrengter lauscht man und die Augen versuchen vergeblich, die Finsternis zu durchdringen. Man wird das Gefühl nicht los, daß man nicht allein ist hier draußen.

Drinnen ist inzwischen der Trubel weitergegangen. Neuangekommene mischen sich unter die Zechenden und beeilen sich, „Stimmung" aufzuholen. Auf einmal öffnet sich die Tür und eine maskierte männliche Gestalt betritt die Stube. Etwas gebückt, mit Hut und Stock oder einer Peitsche und einem vollen Rucksack, geht er durch den Raum. Eigenartigerweise scheint sich um diesen sonderbaren Mann niemand zu kümmern, keiner nimmt Notiz von ihm. Die Unterhaltung geht ungestört weiter und der Geheimnisvolle verschwindet wieder. Nur die Hausfrau hat im Dunkel des Vorraumes mit ihm ein flüchtiges Gespräch geführt.

Es war der erste aus dem abenteuerlichen Gefolge der „Maschkerer", der Maskierten also, deren Kommen den Höhepunkt des Abends und den Abschluß des Korntragens darstellt. In ihrem Gefolge befindet sich auch eine der merkwürdigsten Gestalten des Volksglaubens, die Habergeiß.

Bald stellt sich heraus, daß der zuerst Erschienene meist der „Goaßtreiber", der Begleiter der Habergeiß, ist. Er kommt nämlich wieder, zwar auch diesmal allein, aber er fragt nun die Korntrager, ob er mit „seiner Goaß" herein dürfe. Sie seien beide schon weit gegangen und besonders müde. Meist gibt er das „Ausland" als den Ort ihrer Herkunft an. Lange währt das Frage- und Antwortspiel, wobei sich vor allem der

Treiber nicht genug tun kann an Lobpreisungen über die Qualitäten seines Tieres, u. a. melke es gut (die Leistung wird in Klafter gemessen!) und gäbe gleich „Rührmilch", außerdem könne es wahrsagen und hätte noch viele andere, ebenso wertvolle Eigenschaften. Nach langwierigen Verhandlungen und Vorweisen eines „Viehpasses" wird die Erlaubnis zum Eintreten erteilt.

Sie lassen nicht lange auf sich warten. „Heit — heit — heit" klingt es eigenartig aus dem Dunkel, und schon nähert sich eine Schar Maskierter. Voran die Habergeiß. Auf einem langen Stock sitzt der Holzschädel mit großen, echten Hörnern und Glotzaugen. Auch einen beweglichen Unterkiefer hat er, an den oft ein Ziegenbart geklebt ist. Den „Tierkörper" bilden ein oder zwei Burschen. Sind es zwei, so hält der vordere den Stecken mit dem Ziegenkopf. Ein herabhängendes weißes Leintuch verdeckt die beiden gebückten Gestalten. Von raffinierter Einfachheit ist die Maske des Begleiters. Nur ein weißes Tuch ohne Augen- und Mundöffnungen hat er vor dem Gesicht hängen. Dazu bildet die dunkle Farbe einer Lodenkapuze einen unheimlichen Kontrast.

Auch die übrigen Maskierten und Verlarvten drängen ins Haus, ein wildes Durcheinander von allen nur erdenklichen Gestalten, kunterbunt wie bei einem Faschingsfest. Frauen tragen häufig Männerkleider, während viele Burschen in Weiberkittel geschlüpft sind.

Gewaltiger muß der Anblick dieser Vermummten gewesen sein, als sie noch die altartigen „rauhen" Masken getragen haben, die jeder selbst aus Schaf- oder Ziegenfell hergestellt hatte. Sie sind leider der billigen Massenproduktion von Papiermasken gewichen.

Es kann aber auch vorkommen, daß die Maschkerer schon früher auftauchen. Sie schleichen, wenn die letzte Fuhre recht spät am Abend heimrollt, in der Finsternis hinter dem Wagen her. So mag es vielleicht früher immer gewesen sein.

Erregend ist plötzlich die Stille im Raum. Nach einigem Drängen hat sich eine schmale Gasse bis zum Tisch der Korntragerleute gebildet. Durch diesen freien Raum führt der Treiber seine Habergeiß und läßt sie knapp vor dem Tisch halten. Erwartungsvoll sind alle Blicke auf diese Gruppe gerichtet. Deutlich werden in dem nun einsetzenden Hin und Her von Fragen und Antworten die Reste eines alten Rügebrauches sichtbar. Die Fragen an die Habergeiß stellen nur die Männer, nie beteiligen sich die Frauen direkt daran. Wackelt der Ziegenkopf, so bedeutet das ein Nein, hat der Frager jedoch etwas erraten, dann hüpft die „Goaß" wie verrückt und stampft mit dem Stock. Meist bilden erotische Dinge das Hauptthema der unzähligen Fragen. Liebschaften und heimliche Zuneigung kommen ans Licht, Seitensprünge werden aufgedeckt, aber auch persönliches Ungeschick bei Spiel und Arbeit, die Freuden und Leiden der regelmäßigen Wirtshausbesucher und nicht zuletzt das unerschöpflich scheinende Thema

Ehe geben willkommenen Anlaß und reichen Stoff für ein „Verhör", und das brüllende Gelächter des gierig lauschenden Publikums spornt die nimmermüden Frager zu immer neuen Varianten an.

Nachdem sich die Habergeiß tatsächlich „allwissend" gezeigt hat, muß auch ihre Milchleistung überprüft werden. Zum Gaudium der Anwesenden wird sie gleich gemolken und — siehe da, klares Wasser rinnt in den Melkeimer. Als Konzession an die heutige Zeit aus einer — Siphonflasche. Und der nun die Milch über die Korntrager schüttet, weiß nichts von den Wurzeltiefen dieser überlieferten Handlung.

Bevor noch das Essen zu Ende ist, wird die Geiß versteigert. Meist ist ein Klafter „Graßprügel" der Preis. Die folgende Tötungszeremonie finden wir in ähnlicher Form als Element auch in anderen Brauchtumserscheinungen. Mit einem Schusterhammer oder mit zwei „Hafendeckeln" wird die Habergeiß „erschlagen". Sie bricht zusammen und aus dem Leintuch winden sich die beiden Burschen und eilen blitzschnell zur Tür, denn sie sollen unerkannt bleiben. Die „Haut" bleibt liegen und wird später von den Hausleuten weggeräumt.

Fortwährend kommen noch neue Masken. Die Stuben sind zum Bersten voll. So bewegt das Treiben auch ist, von den Maschkerern vernimmt man außer einigen unartikulierten Lauten in hoher Tonlage kein Wort. Sie eröffnen den Tanz und drehen sich stumm zu den flotten Weisen einer Polka. Auch die übrigen Tanzlustigen können jetzt nicht mehr stillsitzen. Sie sprengen die Paare der Maskierten und bald hallt das Haus wider vom Gestampfe zahlloser Füße. Im Nu sind auch die restlichen Räume zum Tanzboden geworden. Ohne Pause spielen die Musikanten und jeder tanzt in dieser Nacht einmal mit einem Maschkerer.

Zwischendurch hatte eine gewisse Unruhe die Korntrager erfaßt. Ein Gerücht ging von Mund zu Mund: es sei nicht das gesamte Korn daheim; auf dem Brandacker stünden noch zwei Schober! Aber es war leider kein Gerücht. Burschen hatten tatsächlich die Schober entwendet und versteckt und in den späten Abendstunden wieder zurückgebracht und aufgestellt. Für den Spott brauchten die Korntrager nicht zu sorgen! Der Bauer holt morgen wahrscheinlich selbst die restlichen Garben heim.

Wie alles ein Ende findet, so klingt auch dieses bäuerliche Fest einmal aus. Die Maskierten und die Spielleute sind verschwunden, mit ihnen ein Großteil der Gäste, und im Hause ist es allmählich leiser geworden.

Doch diese Nacht ist noch lange nicht ruhig und ist voller Vitalität. Immer wieder schlägt der Hofhund an, wenn ihn das Kichern vom Heustadl herüber aufschreckt oder zwei seiner Hütte zu nahe kommen.

Mitternacht ist längst vorüber. Hoch droben liegt verlassen der Brand. Der Wind streicht über den taunassen Kahlschlag, umspielt neugierig das einsame Schoberpaar und zehrt an den bleichen Halmen. Blasser ist die

Mondsichel geworden und im ersten Grau des neuen Tages verklingen die Jauchzer der letzten heimeilenden Burschen.

Und noch schnell vor dem sonntäglichen Kirchgang eine Handvoll verdienten Schlafes für Bauersleute und Gesinde, Maschkerer und Korntrager . . .